

Triumph des Herzens

UND SIE FANDEN DAS KIND
UND SEINE MUTTER

PDF - Familie Mariens

2017 (VI)

Nr. 145

„Wir folgen dem Stern von Betlehem!“

Als standfesten Hirten und frohen Glaubenszeugen der Kirche im deutschen Sprachraum schätzten wir ihn alle: Joachim Kardinal Meisner, der am 5. Juli 2017 mit 83 Jahren verstarb. Mehrmals nahm er mit großer Freude das feierliche Versprechen unserer Schwestern im Barmherzigkeitskloster in Tschechien entgegen und kam seit 2009 immer gerne als mitreißender Prediger zum Gebetstag der Mutter aller Völker in seiner Erzdiözese Köln. Er war unserer geistigen Familie ein väterlicher Freund, den wir dankbar ehren.

*N*icht allein sein Geburtstag, der 25. Dezember 1933, machte Kardinal Meisner zu einem weihnachtlichen Menschen. Zeitlebens durchdrang ihn das Geheimnis der Menschwerdung zutiefst: *„Die Erde ist berührt worden vom Sohne Gottes ... Er ist bei uns alle Tage bis zur Vollendung der Welt, so dass wir nie Angst haben müssen.“*

Die Erfahrung, dass der Herr immer und überall schützend bei ihm war, machte Joachim Meisner schon in seiner dramatischen Jugend. Denn nach einer unbeschwerten Kindheit als zweiter von vier Jungen im niederschlesischen tiefkatholischen Breslau verlor er seinen Vater im Krieg. Als die Rote Armee im Januar 1945 näher rückte, musste der Zwölfjährige mit seiner tapferen, auf sich gestellten Mutter Hedwig und den drei Brüdern auf die Flucht Richtung Westen. Der Kardinal erinnerte sich: *„Es war fast 20 Grad minus und hoher Schnee, als wir aufbrachen. Wir hörten schon die Geschütze.“* Unterwegs stürzte ihr Auto zehn Meter tief einen Abhang hinab in den Schnee. *„Es ist uns nichts passiert ... Als wir dort in dem Abgrund lagen, nahm die Mutter den Rosenkranz, den sie in der Hand hatte, hielt ihn hoch und sagte: ‚Gott lebt!‘ Wir hatten nicht daran gezweifelt.“* Kurz darauf jedoch wollte man die Mutter

erschließen! *„Das ist sicher der Schreck, der mir am tiefsten in die Seele gefahren ist. Wir Kinder haben uns an die Mutter geklammert und um Erbarmen geschrien. Schließlich hat man uns doch laufen lassen.“*

*Ü*ber Dresden gelangte die Familie in das Bauerndorf Körner im protestantischen Thüringen und erlebte eine mühevollen Herbergssuche: *„Wir liefen den ganzen Tag herum und baten bei den Bauern, ob sie uns nicht aufnehmen können ... Bald wurde es dunkel. Die Mutter aber war ganz ruhig und sagte zu uns: ‚Ihr seht, ich kann als eure Mutter nicht für euch sorgen. Aber ich habe auch noch eine Mutter, und die muss jetzt in Aktion treten: unsere Mutter Maria.‘ Dann sprachen wir das bekannte Mariengebet ‚Hilf, Maria, es ist Zeit, hilf, Mutter der Barmherzigkeit‘. Als die Bitte kam: ‚Zeige, dass du Mutter bist, wo die Not am größten ist‘, mussten wir sie dreimal sprechen ... Wir dachten: ‚Mal sehen, was unsere Mutter im Himmel nun arrangieren wird.“* Nach einer Viertelstunde kam ein alter Gastwirt und bot den Meisners in seiner belegten Pension eine kleine Kammer an, in der sie bleiben konnten, bis sich in Körner ein dauerhaftes Zuhause gefunden hatte. Dort lebten sie, als erste Katholiken seit der Reformation und ohne eigene Kirche,

selbstbewusst ihren Glauben: „*Wir haben nie den Kopf eingezogen.*“

Wie sehr muss sich damals in Joachim die gleichermaßen weihnachtliche Erfahrung vertieft haben, in aller Not eine wunderbare Mutter an der Seite zu haben: „*Es gibt kein Leben ohne die Mutter. Das hat Gott in Seiner Schöp-*

fungsordnung so gewollt, und da hat auch Er von Sich aus keine Ausnahme gemacht ... Als unsere Mutter 1993 starb, hat mich das tief bewegt. Ein Priester sagte mir: ‚Sie brauchen sich Ihrer Tränen nicht zu schämen. Die Mutter ist der Ort, an dem Gott uns die Seele geschenkt hat.‘“

„Ich erinnere mich noch gut: Nach dem Krieg musste die Mutter für uns vier Söhne täglich zur Arbeit gehen. Wenn der älteste Bruder, der schon in der Berufslehre war, nach Hause kam und wir drei jüngeren Brüder ohne Mutter in der Wohnung waren, fragte er immer: ‚Ist denn noch niemand da?‘ Wir drei waren doch da, aber das zählte offenbar nicht, es fehlte die Mutter!“

Mein väterlicher Freund

Joachim, der schon vor seiner Einschulung den Wunsch verspürt hatte, Priester zu werden, weigerte sich entschieden, den sozialistischen Jugendorganisationen der DDR beizutreten. Der Preis war hoch: Er durfte das Gymnasium nicht besuchen! Erst nach einer Banklehre führte ihn sein Weg mit 17 Jahren ins Magdeburger Spätberufenseminar, und im Dezember 1962, kurz vor seinem 29. Geburtstag, wurde Joachim Meisner im Erfurter Dom zum Priester geweiht. Als 1975 die Bischofsweihe folgte, hatte er als Weihbischof von Erfurt nun an vorderster Front für die 3% in der DDR verstreut lebenden Katholiken zu kämpfen.

Noch im selben Jahr begegnete er bei der großen Herbstwallfahrt zum Erfurter Dom dann Kardinal Wojtyła, der sein Leben, nach seiner Mutter, am meisten prägen sollte. Der Kardinal aus Krakau war Hauptzelebrant, Bischof Meisner Prediger. Gott aber verband die beiden Hirten seither durch eine außergewöhnliche, ebenso familiäre wie vornehme Freundschaft: „*Er war 13 Jahre älter als ich ... Es war wohl beiderseits so etwas wie eine gleiche Wellenlänge, menschlicher Art, theologischer Art und auch von unserer Lebensgeschichte her ... Ich hatte in ihm einen Bischof gefunden, der wie ein Weg mit Spuren war, in die ich meine eigenen Füße setzen konnte, um ans Ziel zu gelangen.*“

So wichtig der „verschworene“ Zusammenhalt unter den Katholiken in der damaligen DDR war, die Verbundenheit mit dem späteren Papst wurde Bischof Meisner zur ganz besonderen geistigen Stütze, vor allem nachdem Johannes Paul II. ihn 1980 zum Bischof der schwierigen, in Ost und West geteilten Diözese Berlin berief: „*In diesen Berliner Jahren machte er mir immer wieder Mut durchzuhalten und mich nicht einschüchtern zu lassen, sondern progressiv das Evangelium zu verkünden.*“

Zu diesem Zweck veranstaltete der couragierte Kardinal mit den ostdeutschen Bischöfen im Juli 1987 erstmals ein Katholikentreffen, zu dem 150 000 der damals 800 000 Katholiken des Landes nach Dresden kamen. Meisner nutzte die Gelegenheit und rief die Gläubigen mit leidenschaftlichen Worten auf, ebenfalls durchzuhalten und in ihrer atheistischen Umgebung ihren Glauben zu bezeugen: „*Das Land, in dem wir wohnen, ist kein Produkt des Sozialismus, sondern es ist Schöpfung Gottes, und die Menschen hier sind Kinder Gottes, für die wir Verantwortung tragen! In dieses Land sind wir berufen. Deshalb können wir nicht alle nach dem Westen gehen. Aber: Wir wollen dabei keinem anderen Stern folgen als dem von Betlehem!*“ Der daraufhin losbrechende Beifallssturm wollte sich kaum

legen, denn jeder verstand die Anspielung auf die allgegenwärtigen großen roten Sowjetsterne an allen öffentlichen Gebäuden, die nachts hell leuchteten.

Umso bestürzter war Kardinal Meisner, als er nur sechs Wochen später erfuhr, dass der Heilige Vater ihn zum neuen Bischof der West-Diözese Köln ernennen wollte. Nach seinem flammenden Aufruf zu bleiben sollte er, der „Leithammel“ der Herde, nun der Erste sein, der die Heimat verließ? Kurzfristig bat er in Rom um einen Termin bei Johannes Paul II. und begab sich im September nach Castel Gandolfo, um seinen Freund dringend umzustimmen. Dieser beruhigte ihn mit den prophetischen Worten: *„Du wirst der erste von vielen Ostdeutschen sein, die nach Westdeutschland gehen, und viele Westdeutsche werden in den Osten kommen - denn das kommunistische System kippt!“* Ungläubig wandte der Kardinal ein: *„Ja, haben Sie denn Hinweise von irgendwelchen Geheimdiensten?“*, worauf der Papst nach oben zeigte und meinte: *„Da oben ist mein Geheimdienst.“*

Kardinal Meisner betonte immer wieder, dass ihm dieser Weggang von Berlin *„sehr, sehr, sehr schwerfiel“*. Doch wurde er selbst von den Ereignissen überrascht: Nachdem er im Februar 1989 in sein Amt als Erzbischof von Köln eingeführt war, dauerte es gerade neun Monate, bis die Berliner Mauer fiel. Der Kardinal bekannte später selbst: *„Hätte ich Fatima besser studiert und intensiver daran geglaubt, hätte ich wie Papst Johannes Paul II. sagen müssen: Das System kippt.“*

In der Tat wurde Fatima für die beiden ehemaligen Ost-Bischöfe, die unter kommunistischen Regimes gelitten hatten, zu einem weiteren Band, das sie vereinte. Bereits zum ersten Fatimatag nach der Wende, dem 13. Mai 1990, sandte ihn der Papst an den portugiesischen Wallfahrtsort, um der Gottesmutter für den Fall des Eisernen Vorhangs zu danken. Vor einer Million Gläubigen sprach der deutsche Kardinal auch dem einfachen portugiesischen Volk den Dank aus, dass es die Botschaft der Gottesmutter durch

die Hirtenkinder angenommen hatte: *„Selig bist du, Portugal, weil du geglaubt hast!“*

Entscheidend trug Kardinal Meisner dazu bei, dass die Seligsprechung der Hirtenkinder Jacinta und Francisco in der Osterwoche 2000 in Fatima selbst stattfinden konnte. Zur Enttäuschung der Portugiesen war nämlich beschlossen worden: Während des Heiligen Jahres sollte der Heilige Vater Rom nicht verlassen. Nur etwa 2000 portugiesische Pilger hätten sich in diesem Fall den Flug in die Ewige Stadt leisten können. So setzte sich Meisner beim Papst ein: *„Sie brauchen ja nur zu sagen: ‚Ich bin von früh bis abends mal nicht in Rom.‘“* Johannes Paul II. erwiderte nichts, doch an seinem Blick erkannte Meisner: Das hat geklappt! Als es aber nach der Seligsprechung unter den römischen Bischöfen heiter hieß: *„Kardinal Meisner hat gesiegt“*, korrigierte er bescheiden: *„Nein! Die Muttergottes hat gesiegt.“*

Ein weiteres großes Ereignis verband Joachim Kardinal Meisner mit Papst Johannes Paul II. sogar über den Tod hinaus: der Weltjugendtag in Köln 2005. Denn beim Jugendtreffen 1997 in Paris hatte der Papst den deutschen Kardinal an seine Seite gerufen und gefragt: *„Können wir den nächsten Weltjugendtag 1999 in Köln feiern?“* Durch die Umstände musste der Kölner Kardinal, der als großer Freund der Jugendlichen an allen Weltjugendtagen teilnahm, jedoch bis 2005 warten. Johannes Paul II. lag im Frühjahr bereits schwerkrank in der Gemelli-Klinik, als er unerwartet seinen Freund rufen ließ. Mühevoll - wegen des Luftröhrenschnitts - fragte er Meisner: *„Wartet Ihr noch auf mich in Köln?“*, worauf ihm der Kardinal lebhaft beteuerte: *„Heiliger Vater, und wie!“* Dabei fasste er ihn an beiden Händen und drängte: *„Heiliger Vater, ich lasse Sie erst los, wenn Sie mir versprechen, dass Sie kommen!“* Mit einem feinen Lächeln versprach ihm der Papst: *„Ich komme. Aber wie, das bestimmt Er.“*

So wurde der Kölner Weltjugendtag der erste und einzige „mit zwei Päpsten“: mit Benedikt XVI. und Johannes Paul II., der vom Himmel her segnend dabei war. Überglücklich hatte

der Kardinal damals für die Vigilfeier auf dem Kölner Marienfeld erstmals die nächtliche eucharistische Anbetung durchsetzen können, die seither bei jedem Weltjugendtag als Höhepunkt empfunden wird. Denn so verwirklichte sich

auf die denkbar schönste und realste Weise das Kölner Weltjugendtags-Motto, für das noch Papst Johannes Paul II. die Worte der Heiligen Drei Könige ausgewählt hatte: „Wir sind gekommen, um Ihn anzubeten.“

Hauptquelle: Joachim Kardinal Meisner, Er war mein Freund. Ein Zeugnis aus der Nähe, Pattloch Verlag

„Herr, wir danken Dir für das Zeugnis

Deines Dieners Joachim.

Lass ihn nun Fürbitter für die Kirche

in Köln und auf dem ganzen

Erdenrund sein.“

Grusswort von Papst em. Benedikt XVI.

Die Drei Könige in Köln

Die Stadt am Rhein birgt seit vielen Jahrhunderten einen ungemein kostbaren Schatz: den Schrein mit den Reliquien der Heiligen Drei Könige. Was wir die Drei gerne fragen würden, ist: Wie seid ihr bloß nach Köln gekommen?

Das Matthäus-Evangelium nennt sie „Magier“, hochgelehrte heidnische Sterndeuter aus Persien oder Babylonien, dem Gebiet des heutigen Iran und Irak. In diesen Weisen erkannte man bald jene im Alten Testament verheißenen fremden Könige, die mit Geschenken zum „strahlenden Glanz Jerusalems“ ziehen. Und ein antiker ägyptischer Text verriet schließlich ihre Namen: Caspar, Melchior und Balthasar.

Die hl. Kaiserin Helena war es dann, die ihre Reliquien in Jerusalem auffand und nach Konstantinopel bringen ließ. Durch den hl. Bischof Eustorgius, der sie zum Geschenk erhielt,

gelangten sie im 4. Jh. in dessen Heimatstadt Mailand. Dort wurden die Gebeine der Drei Könige im Jahr 1158 in der alten Kirche St. Eustorgio wiederentdeckt, als Kaiser Friedrich Barbarossa die Stadt belagerte.

Nach der Eroberung Mailands schenkte der römisch-deutsche Kaiser den heiligen Schatz seinem treu ergebenen Reichskanzler Rainald von Dassel, der zugleich Erzbischof von Köln war. Dieser kehrte damit voll Freude nach Köln zurück, wo die kostbaren Reliquien am 23. Juli 1164 unter dem Jubel der ganzen Stadt eintrafen und unter Gebet und Gesängen feierlich im alten Dom beigesetzt wurden. Diese Prozession, so verfügte es der Bischof, sollte nun jährlich stattfinden: Drei als Könige gekleidete Herren sollten, einem Stern folgend, die Reliquien begleiten, die vor der Festmesse in den Dom getragen wurden.

Sofort setzte eine nicht enden wollende Wallfahrt zu den Heiligen Drei Königen ein. Deutsche Könige zogen ebenso zum Schrein wie Pilgerströme aus allen Schichten und Teilen Europas, die Köln im Mittelalter - nach Rom, Jerusalem und Santiago de Compostela - zum viertwichtigsten Wallfahrtsort der Christenheit machten. Überall und in allen Nöten rief man die hochverehrten Heiligen an, vor allem auf Reisen und um eine gute Ernte.

Der Nachfolger Bischof Rainalds beauftragte den besten Goldschmied seiner Zeit, einen Reliquienschrein anzufertigen, der seines unvergleichlichen Inhalts würdig war: Der mit über tausend Edelsteinen und Perlen besetzte Dreikönigsschrein gilt als der größte und kostbarste des Abendlandes. Zudem entschloss man sich in Köln zum Neubau eines mächtigen gotischen Domes, der sich seither wie ein zweites

steinernes „Gehäuse“ über dem Schrein erhebt. Interessant ist: Als der Goldschrein 1864 geöffnet wurde, untersuchte man die Reliquien der Drei Könige und stellte fest, dass es sich dabei um nahezu vollständige Gebeine männlicher Personen verschiedenen Alters handelt. Erst um 1980 kam es zur Analyse der Stoffstreifen, mit denen zahlreiche Gebeine umwickelt sind. Das Ergebnis war sensationell: Es sind überaus kostbare syrische Blöckchendamaste aus Seide, Purpur und Gold, die nur bis ins 4. Jh. gewebt wurden, also wirklich „messianischen Alters“ sind! Heute steht der Dreikönigsschrein direkt hinter dem Hochaltar und dominiert, erhöht und beleuchtet, das Innere der riesigen Kathedrale. Das offene Stahlgerüst, auf dem der Schrein ruht, erlaubt den Pilgern nach einer alten Tradition, bittend unter den Reliquien der Heiligen hindurchzuziehen.

Als Joachim Kardinal Meisner 1990 erstmals die Liturgie am 6. Januar im Kölner Dom feierte, konnte er die Tränen kaum zurückhalten, denn: „Als Flüchtlingskind im thüringischen Körner durfte ich diese Messe ein erstes Mal beim Dorffriseur über das Radio hören. Mein Gott! Ich habe damals das Unmögliche gedacht: ‚Diesen Gottesdienst möchtest du einmal im Kölner Dom mitfeiern!‘ Und nun hat Gott mich, ein Flüchtlingskind, an diese Stelle geführt, um jährlich diesen Dreikönigsgottesdienst zu leiten!“

Eine Idee zieht weltweit Kreise

Das Göttliche Kind war und ist bis zum heutigen Tag der Leidensgenosse von Millionen leidender Kinder, die auf tausenderlei Weise im Stich gelassen sind.

*E*iner, der nach dem Zweiten Weltkrieg in Innsbruck die große Not vieler verwaister Kinder und auf sich allein gestellter Jugendlicher sah, war der Österreicher Hermann Gmeiner, ein Bauernsohn aus Vorarlberg, der Kinderarzt werden wollte. Weil er in seiner Großfamilie als kleiner Halbweise erfahren hatte, was es heißt, trotzdem geborgen und von mütterlicher Liebe umsorgt aufwachsen zu dürfen, nahm er sich 1949 mit nur 600 Schilling in der Tasche vor, für diese Kriegswaisen ein ähnlich familiäres Daheim zu schaffen: „*Ich weiß nichts Besseres, um einem Kind zu helfen, das herausgefallen ist aus dem Nest, als ihm eine Mutter und Geschwister zu geben, ein Haus, ein Dorf. Das*

ist alles. Einfacher geht es nicht mehr.“ Gmeiner bat die Tiroler Bevölkerung, sein Vorhaben durch einen Schilling pro Monat zu unterstützen, und die Reaktionen waren nach kurzer Zeit überwältigend! So konnte die erste SOS-Kinderdorf-Mutter bereits vor Weihnachten 1950 im SOS-Kinderdorf Imst einziehen, um Anfang 1951 die allerersten fünf Waisenkinder liebevoll in Empfang zu nehmen, die kurz zuvor ihre Eltern verloren hatten. Am schönsten und wichtigsten war es ja, dass die Kleinen von nun an wieder mütterlich umsorgt wurden. Ein prägendes Schlüsselerlebnis für diese inspirierte Kinderdorf-Idee lag, wie gesagt, weit zurück in Gmeiners Kindheit.

Das schöne Bildnis meiner Mutter

„Meine Mutter starb 1925, als ich fünf Jahre alt war, und doch glaube ich, dass ihr Einfluss auf die Bildung meiner Seele überaus groß war. Ich kann mich nur noch an wenige, ganz bestimmte Begebenheiten aus ihrem Leben erinnern. Sie war eine gute Frau und eine noch bessere Mutter.

*E*inmal, als meine älteren Geschwister etwas angestellt hatten, rief sie uns alle in der großen Bauernstube zusammen. Wir hatten uns stehend um sie versammelt. Die Mutter saß auf einem hölzernen Stuhl. Als ob es gestern gewesen wäre, sehe ich sie als eine königliche Frau vor mir; lieb, verzeihend und gütig klangen ihre Worte. Damals - das verspürte ich schon als kleines Kind - blieb uns allen kein Zweifel darüber,

dass das, was geschehen war, nie wieder vorkommen dürfte, wir fühlten aber auch, dass die Mutter schon verziehen hatte.

*N*ach der Geburt ihres neunten Kindes, meines Bruders Anton, wurde meine Mutter schwerkrank. Einige Stunden vor ihrem Tod holte man uns acht Geschwister ans Sterbebett. Der Vater war bei ihr. Aber er ging sogleich hinaus, denn wir sollten seinen Schmerz nicht sehen. Die größeren Geschwister haben laut geweint. Wir vier Kleinen wussten noch nicht, was der Tod ist. Die Mutter sagte nur: „*Bleibt gut, Kinder!*“, dann schob uns die Krankenpflegerin der Reihe nach zur Tür hinaus. Von dieser Stunde an sah ich keine Mutter mehr. Aber in meiner Erinnerung

lebt sie als schönste und erste Frau auf Erden für immer fort. Was sie uns gelehrt und vorgelebt hat, überwiegt die Lehren und Schulen meines ganzen Lebens.

Meiner ältesten Schwester Elsa fiel nun die Aufgabe zu, die Rolle meiner Mutter zu übernehmen. Sie war damals 16 Jahre alt und beinahe zu jung für die große Verantwortung. Aber es fiel ihr umso leichter, in diese Rolle hineinzuwachsen, je deutlicher sie spürte, welche Wohltat sie uns allen, ihren Geschwistern und unserem Vater, bereitete. Die Schulden, die wir abzutragen, die schwere Arbeit, die wir zu leisten, die Armut, die wir zu ertragen hatten, waren außerstande, den familiären Zusammenhalt zu zerrütten. Wir halfen einander, mit dem Leben fertig zu werden, das am Ende der 20er Jahre schwerer und schwerer wurde. Und so gelang es uns, in einem neuen Leben Fuß zu fassen und das zerstörte Zelt wieder aufzubauen.

Als ich 15 Jahre nach Mutters Tod auf den russischen Schlachtfeldern stand, war sie mir wohl näher als je zuvor. Ich glaube nicht, dass ich in diesen vier Kriegsjahren meine Mutter auch nur einen Tag vergessen habe. Vor einem Angriff war mir oft, als stünde sie neben mir. Ich habe immer wieder mit ihr gesprochen. Sie war meinem Herzen so nahe wie der Soldatenrock meinem Leib. Der Gedanke an sie machte mich immer ganz eigenartig sicher und ruhig.

Und noch einmal half mir das Bildnis meiner Mutter, das ich nie aus meinem Herzen verlor. Nach dem Krieg, als ich an der Universität studierte und in der Freizeit für die Jugend arbeitete, begegnete ich einer großen Zahl verlassener, verwahrloster und vergessener Buben und Mädchen. Es waren fast immer Kinder, die ihre Mutter verloren hatten, die von einer Mutter weggegeben oder verschmäht worden waren. Diese Kinder brauchten nichts als eine Mutter, eine Mutter, wie ich eine gehabt hatte, dachte ich.“

Quelle: H. Gmeiner, Eindrücke - Gedanken - Bekenntnisse, SOS-Kinderdorf-Verlag Innsbruck-München 1989

„Klaus ist nicht wiederzuerkennen“

Als ich dann die SOS-Kinderdörfer gründete, sollte hier die Mutter zum Mittelpunkt der ganzen Erziehungsarbeit werden. Ein ungeahnter Erfolg stellte sich ein. Eines der ersten meiner Kinder, Klaus, hat uns vom richtigen Weg des SOS-Kinderdorfes überzeugt. Klaus war schon zwölf Jahre alt, als er im Januar 1951 von selber ins Imster Kinderdorf kam. Er hatte in einer Zeitung davon gelesen und sagte zu mir: *„Ich habe es zu Hause nicht mehr ausgehalten. Bitte, behalten Sie mich!“* Nachforschungen ergaben, dass der Bub schon lange keine Mutter mehr hatte; der Vater war aus Verzweiflung zum Säufer geworden und verkommen. In einer Elendssiedlung, bei einem betrunkenen Vater, bei lieblosen Nachbarn mit schlechtem Ruf war der Bub aufgewachsen und hatte nur Gemeinschaft, Not und Hunger erlebt. Nach Aussagen der

Nachbarn war nichts Gutes mehr an dem Buben, und man war froh, ihn los zu sein. *„Ich könnte alles zerschlagen“*, fluchte er, wenn man ihn nach seinen Leuten fragte, oder er sagte: *„Es wäre besser für Sie, Sie schicken mich wieder weg, da ich doch gar nichts wert bin.“* Nach einigen Wochen wurde ich in das Haus gerufen, in dem Klaus nun daheim war. Die Kinderdorf-Familie war gerade beim Abendessen. Auf dem Schoß des zwölfjährigen Klaus saß die kaum ein Jahr alte Lisa, die er mit größter Fürsorglichkeit fütterte. *„Zuerst Lisa, dann ich“*, sagte er bei jedem Löffel. Klaus war glücklich, lachte und spielte mit dem kleinen Schwesterlein, dass es eine helle Freude war. Seine Kinderdorf-Mutter schmunzelte: *„Jeden Tag, bevor er zu Bett geht, schaut er ins Zimmer der kleinen Lisa, ob sie gut schläft.“*

*E*inmal, als Lisa krank war, schützte Klaus Kopfweh vor, um nicht in die Schule gehen zu müssen. Er wollte sich von Lisas Krankenbettchen einfach nicht trennen. Klaus war so besorgt, dass er sogar nachts wiederholt an der Tür zu Mutters Zimmer, die Lisa zu sich genommen hatte, klopfte und sich nach dem Befinden seines Schwesterchens erkundigte.

Nach einigen Monaten fühlte sich Klaus bald für alles im Haus verantwortlich und half der Mutter bei vielen Arbeiten. Er ging einkaufen, machte Holz, schürte das Feuer und führte sonntags voll Stolz die fünf kleinen schulpflichtigen Geschwister zur Kirche. Seine Mutter erzählte mir in dieser Zeit einmal: *„Klaus ist nicht wiederzuerkennen. Lisa und die anderen Kleinen haben das bewirkt. Er ist glücklich darüber, kein Nichtsnutz mehr zu sein, dass er Schwächeren helfen kann und ihm große Aufgaben übertragen wurden.“*

Aus einem verbitterten Buben ist ein hilfsbereiter junger Mensch geworden. Für jedes gute Wort ist er dankbar, und ich glaube, am meisten dankt er es mir, dass ich abends, wenn er schon im Bett liegt, zu ihm hin-aufgehe, ihm die Hand gebe und gute Nacht sage. Seine Augen leuchten immer, wenn er mir mit dankbarer Stimme sagt: ‚Schlaf gut, Mama, und danke schön!‘ Ich weiß aber noch immer nicht, ob Klaus mir dafür so dankbar ist, dass ich ihm helfe und ihm gut bin, oder weil ich ihm seine Lisa pflege und bemuttere. Den Buben hat uns jedenfalls Lisa erobert. ‘Heute ist Klaus ein 35-jähriger Mann, der dem Kinderdorf schon lange entwachsen ist und erfolgreich im Berufsleben als Modelltischler steht. Er ist verheiratet und hat drei Kinder. Besonders aber am Muttertag kommt er nach Hause ins SOS-Kinderdorf zurück. Und immer bringt er für die Kinder etwas mit.“

Quelle: Hansheinz Reinprecht, Hermann Gmeiner, Der Vater der SOS-Kinderdörfer, Verlag Fritz Molden 1979

Hermann Gmeiner betonte oft: „Die Liebe ist eine Macht, eine Kraft, die uns bewegt. Sie ist von Gott. Die Liebe befähigt auch unsere Kinderdorf-Mütter, sich verlassener, fremder Kinder anzunehmen, als ob es ihre eigenen wären.“

Hochgeehrt mit Orden, Doktorhüten, Ehrenbürgerschaften und zahlreichen Anerkennungen, vergaß Gmeiner nie darauf hinzuweisen: „Millionen Freunde in aller Welt haben mir geholfen, Kindern in den SOS-Kinderdörfern ein Zuhause zu geben. Wir machen Niemandskinder zu Glückskindern. Ihr Lachen, ihre Lebensbejahung ist uns Dank!“ Nach 37 Jahren weltweiter segensreicher Tätigkeit starb Hermann Gmeiner 1986 und wurde seinem Wunsch entsprechend „zu Hause“ im Kinderdorf Imst in Tirol begraben, wo alles begonnen hat.

Das Friedenskind

Im indonesischen West-Neuguinea lebte unter 400 Stämmen der Stamm der Sawi noch vor 50 Jahren völlig isoliert und wie im Steinzeitalter. Die Sawi, brutal und gewaltverherrlichend, waren Kopffäger und Kannibalen, die die Schädel ihrer Opfer als „Kopfkissen“ benutzten. 1962 verließ das junge protestantische Missionarseehepaar Don und Carol Richardson seine Heimat Kanada, um mit dem erst sieben Monate alten Sohn Steve zu diesem aggressiven Stamm in die dampfenden Sümpfe des unerforschten Dschungels zu ziehen. Wie das göttliche Friedenskind den christlichen Glauben und dauerhaften Frieden zu den 3000 kriegerischen Sawi brachte, beschrieb der Missionar Don Richardson selbst.

„Bei unserer Ankunft mit dem Kanu erwarteten uns 400 Männer, Frauen und Kinder dichtgedrängt am Flussufer. Die Männer waren in Kriegsbemalung, mit ihren Waffen in der Hand, und mir ging es durch den Kopf: **„Werden wir wohl zum Abendessen eingeladen oder sind wir selbst das Abendessen?“** Mit unserem Sohn Steve im Arm half ich Carol an Land, und sofort waren wir vom Stamm umringt, so dass wir kaum weitergehen konnten. Trotzdem fühlte ich den Frieden Gottes in mir, und mit einem Blick auf meine Frau sah ich, dass sie den Menschen zulächelte. Kein Laut, Totenstille, bis ein Krieger plötzlich rief: ‚Essa!‘ Und mit einem Schlag erhob sich ein unvergleichliches Freudengeschrei, ein Spalier wurde gebildet, und unter Tanzen und lautem Trommeln geleitete man uns zu unserem Haus.

Als Erstes galt es, die Sprache der Sawi zu lernen, jeden Tag, intensiv acht bis zehn Stunden! Nach einem Jahr konnte ich sie fließend, setzte sie für die Sawi in die geschriebene Form um und machte mich an die Übersetzung des Neuen Testaments. Während ich mich mit ihrer Sprache abmühte, behandelte meine Frau als Krankenschwester ihre Patienten und rettete viele Leben in der kleinen Klinik, die ich für sie gebaut hatte. Die Eingeborenen schätzten die sofortige

medizinische Hilfe sehr. Dies alles taten wir, um ihnen Jesus näherzubringen.

Als wir tieferen Einblick in ihre Sitten und Bräuche bekamen, mussten wir feststellen, dass wir unter einem Volk lebten und arbeiteten, das Treulosigkeit und tückischen Verrat als hohes Ideal verherrlichte. In vielen Geschichten erzählten die Sawi ihren Kindern am Lagerfeuer, wie ihre ‚Helden‘ nur zu dem Zweck Freundschaft mit anderen Leuten schlossen, um sie ‚zur Schlachtung zu mästen‘ und dann zu töten und aufzuessen. Als wir erkannten, dass die Idealisierung des Verrats ein Bestandteil der Lebensauffassung der Sawi war, begriffen wir, warum wir im Zusammenleben mit ihnen einen ‚Kulturschock‘ erlebten. Alles war völlig anders, ungöttlich, manches dämonisch! Dennoch hatte Gott uns hierher gesandt, um die Sawi für Ihn zu gewinnen und diese Verherrlichung treulosen Verrats, die seit Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden zu ihrer Lebensweise gehört hatte, zu überwinden.“

Nachdem Don Richardson schließlich das Vertrauen des Stammes gewonnen hatte, begann er, ihnen von Gott und Seinem Sohn Jesus Christus zu erzählen. Doch welcher Schock, als der Missionar feststellen musste, dass die Sawi in Judas Iskariot ihren größten Helden

fanden, weil er Jesus drei Jahre lang erfolgreich Freundschaft hatte vortäuschen können! „Sie nannten ihn einen ‚Meister des Betrugs‘ und sagten: **„Auf diese Idee, im Augenblick des Betrugs unser Opfer zu küssen, sind wir noch nie gekommen!“** Da konnte ich nur mehr beten: **„O Gott, ich brauche Deine Hilfe und die Gabe Deiner Weisheit!“** Wie nur würde Er mich befähigen und welches Mittel würde Er mir geben, um durch diese ‚kulturelle Feuermauer‘ zum Inneren der Sawi vorzudringen?“

„**Z**udem waren mehrere Sawi-Dörfer untereinander tief verfeindet. Beschimpfungen wurden laut, Hass flammte auf und Pfeile begannen vor unseren Fenstern durch die Luft zu schwirren, hin und her. Es herrschte Krieg, direkt vor unserer Haustür, Tag für Tag. Doch keine Gewalttat war gegen uns Missionare gerichtet. Es waren Dörfer, die gegeneinander kämpften, aber wir waren mittendrin. Verwundete lagen herum, und ich begann, die Krieger beider Seiten anzuflehen, endlich Frieden zu schließen. O welch aussichtsloses Unterfangen bei Menschen, die Verrat, Vergeltung und Gewalt als Tugenden ansahen! Zu meiner Frau sagte ich: **„Liebling, es scheint, Gott trägt uns auf, Ihm hier unter einem Volk zu dienen, das überhaupt keine Konfliktlösung kennt.“**

Wir wussten, es war der Böse, der diese blutigen Ausschreitungen anstachelte. Er war es auch, der uns entmutigen und uns eingeben wollte, dass unsere Mission hoffnungslos sei, dass die Sawi einfach nicht zu ändern wären und die Frohe Botschaft sie nicht erreichen könne, weil sie zu böse, zu schwach und überhaupt nicht vertrauenswürdig seien. Es galt, gegen diese Angriffe des Bösen zu kämpfen und sich den Ruf Gottes vor Augen zu halten.“

Don und Carol beteten lang um eine Lösung, doch als die Auseinandersetzungen und

das tödliche Treiben über Wochen weiterging, begannen sie die Hoffnung zu verlieren, dass das Evangelium hier jemals Wurzeln fassen könne. Schließlich stellte Don den Stammesführern ein Ultimatum: „Ich sagte zu ihnen: **„Wenn ihr der Gewalt bei euch kein Ende bereitet, dann werde ich meine Sachen packen und mit meiner Familie anderswohin ziehen.“**

Diese Ankündigung war ein Schock für die Krieger, die uns um keinen Preis gehen lassen wollten, denn unsere Anwesenheit bedeutete für diese Ureinwohner auch Medizin und Eisenwerkzeug, das ihre Steinäxte ersetzte. Sie versicherten mir, es gäbe vielleicht doch etwas, um uns zu halten und Frieden zu schließen.

Und dann musste ich feststellen, dass ich mit meinen Friedensappellen an die Kämpfer beider Seiten unwissentlich darum gefleht hatte, dass ein Sawi-Vater ein Opfer bringen würde, das zu bringen ich mir, der ich selbst Vater war, niemals hätte auch nur vorstellen können.

Am nächsten Morgen nahm nämlich einer der Stammesführer ein Opfer auf sich, das ihn alles kostete, was ihm lieb und teuer war. Ich sah ihn, wie er seine Arme ausstreckte und seinen einzigen Sohn in die Arme eines feindlichen Kriegers legte, der ebenfalls Vater war. Dabei hörte ich ihn sagen: **„Ich übergebe dir meinen Sohn, meinen einzigen Sohn als ein Friedenskind, das so lange der Friedensvermittler zwischen deinen und meinen Leuten sein wird, solange dieses mein Friedenskind in deinem Langhaus am Leben bleibt.“**

Als ich den Vater dieses Opfer bringen sah, dachte ich bei mir: **„Ein Vater, der sein eigenes Kind, seinen einzigen Sohn, den Feinden überlässt, um dadurch Versöhnung zu erlangen, das ist ein allzu deutlicher Fingerzeig Gottes! Da hat eindeutig Er Seine Hand im Spiel.“**

Das erste Friedenskind, das damals unter herzerreißendem Weinen seiner Mutter vom jungen Sawi-Vater an das verfeindete Dorf übergeben wurde, erhielt als Christ später den Namen Johannes. Er wurde zum ersten Absolvent einer höheren Bildungseinrichtung unter den Sawi, und heute ist dieses Friedenskind ein Volksschuldirektor. Andere Kinder ehemaliger Kopfbäger folgen seinem Beispiel.

Der Schlüssel zu den Herzen

Wir begriffen, dass es in der Kulturwelt der Sawi etwas gab, das ihnen nun zum Verständnis der Menschwerdung und Erlösungstat Christi helfen würde. Das also war der Schlüssel zu den Herzen dieses Volkes, um den wir gebetet hatten! Ihr Verständnis vom Friedenskind war wie ein Trittsstein im Bachbett, das geheime Tor für das Evangelium in die Sawi-Kultur! Es löste sowohl eine geistliche als auch eine soziale Revolution von innen her aus.

Als Carol und ich bei den Sawi nun ihre eigene Überlieferung vom Friedenskind anwandten, waren wir gespannt, ob der Geist Gottes solche Art der Verkündigung zur Christianisierung dieses Kopffägerstammes tatsächlich gebrauchen würde. Und Er tat es! Wir verkündeten ihnen Jesus als das größte Friedenskind, das uns vom größten Vater geschenkt worden war, um den größten Frieden zu stiften zwischen Gott und den Menschen und unter den Menschen.

Das war die Geburtsstunde der Kirche unter den Sawi. Von dem Tag an begannen sie und ihre benachbarten Stammesgenossen, sich zu öffnen und dankbar anzunehmen, dass Gott ‚Sein Friedenskind‘ in die Hände Seiner Feinde gegeben hatte, um dadurch alle zu erlösen und Frieden zu schaffen. Er aber hatte gar nichts dafür zurückverlangt! Viele Stammesmitglieder nahmen das göttliche ‚Friedenskind‘ an. Sie brachen mit dem Kannibalismus und den heidnischen Gebräuchen und wurden zu den ersten Christen unter den Sawi.“ Über sein erstes Weihnachten unter Sawi-Christen aus verschiedenen Dörfern berichtete

Don Richardson später: *„Es war das schönste Weihnachtsfest, das ich je erlebt hatte. Meine Gedanken wanderten zurück, über Zeit und Raum hinweg, zu anderen Christfesten, die ich mitgefeiert hatte - Weihnachten im Schnee unter den frostklirrenden Fichten und Tannen meiner Heimat Kanada. Aber keines konnte sich messen mit diesem schwülheißen Dschungel-Christfest, bei dem der Geist der Vergebung die Herzen derer überwältigt und besiegt hatte, für die bisher Rache die übliche Lebensdevise bildete. Es war eine lange Reise gewesen, und sie war noch nicht überstanden.“*

Auch der eine oder andere der neugewonnenen Eingeborenen-Christen legte Zeugnis ab: *„Schaut her! Gott hat den Geist Seines Friedenskindes Jesus in mich hineingelegt. Und warum tauschen wir keine ‚Tarop-Kinder‘ mehr zwischen unseren Dörfern aus? Weil Gott gekränkt wäre. Er würde sagen: ‚Glaubt ihr, ihr müsstet eure eigenen Kinder noch dazugeben? Ist MEIN Friedenssohn nicht gut genug?“*

15 Jahre wirkten Don und Carol Richardson unter den Sawistämmen, dann hieß es Abschied nehmen. *„Wir lehrten sie: ‚Bisher wart ihr Empfänger der Frohbotschaft, doch nun sollt ihr teilen und weitergeben, was ihr bekommen habt.‘* Die Sawi nahmen sich das zu Herzen, sie zogen aus zu fremden benachbarten Stämmen.“ Und die ehemaligen Kannibalen gewannen als Missionshelfer vier weitere Stämme für den christlichen Glauben hinzu.

Hauptquelle: Don Richardson, Friedenskind, Verlag der Liebenzeller Mission, Weitere Quellen vgl. S. 30

Im Sommer 2012, nach 50 Jahren, kehrte Don Richardson, inzwischen 77 Jahre alt, mit seinen Söhnen Steve, Shannon und Paul, die alle ihre Kindheit in West-Neuguinea verbracht hatten, in sein ehemaliges missionarisches Wirkungsfeld zurück. Viele Hundert Eingeborene aus fünf Stämmen in traditioneller Kleidung, darunter noch zahlreiche Alte, die der Missionar von früher her gut kannte, bereiteten ihnen einen überwältigenden Empfang. Sie waren dem christlichen Glauben treu geblieben und hatten ihn an die neue Generation weitergegeben.

Steve (50 J.), der einst als Baby zu den Sawi mitgereist war, erzählt: *„Moses, ein Sawi, der mit mir vor beinahe 45 Jahren hier vom Baum ins Wasser sprang und mit mir heruntollte, sagte: ‚Als deine Eltern mit dir damals zu uns kamen, lebten alle im Dunkel. Heute ist das hier ein sicherer Ort zum Leben, friedvoll. Darauf sind wir stolz. Gottes Wort wurde uns damals verkündet, und wir haben das Evangelium angenommen. Wir können Gott nur danken. Und ich möchte, dass ihr morgen, wenn ihr wieder ins Wasserflugzeug steigt, wisst, dass wir Menschen hier dem christlichen Glauben unser Leben lang treu bleiben wollen.“*

Von klein auf vorbereitet

Alles fing ganz klein an. Damals, im Dezember 1993, sind die ersten vier Schwestern unserer Gemeinschaft ins alte Kantor- und Lehrerhaus in Stará Halič eingezogen, das uns der Bischof der Diözese Rožňava zur Verfügung gestellt hat. Aber seither hat sich in dem kleinen, verborgenen mittelslowakischen Dorf vieles verändert. Mittlerweile ist aus diesem alten Haus durch die tatkräftige Hilfe unserer Familien und vieler Freunde und Wohltäter ein stattliches Mutterhaus mit mehreren kleinen Gebäuden ringsherum geworden. Bereits 126 Schwestern, die hier geformt worden sind, haben ihr feierliches Versprechen abgelegt. Für unsere zwei slowakischen Novizinnen fand diese Feierlichkeit am 3. Juni 2017 zum ersten Mal

in unserer Pfarrei in der Kirche von Halič statt. Msgr. Stanislav Stolárik, der Bischof der Diözese Rožňava, stand dieser schönen Liturgie vor, und einige Hundert Pfarreiangehörige feierten in und außerhalb der Kirche andächtig und tief berührt mit.

Auch in die äußeren Vorbereitungen war das ganze Dorf involviert. Es gab kaum ein Haus, das nicht mit Torten oder Gebäck zum anschließenden frohen Beisammensein beigetragen hätte. Jeder half, wie er nur konnte. So durften wir zusammen mit den Menschen der Pfarrei unsere zwei neuen Apostolischen Schwestern, Sr. Janka Maria und Sr. Mária Afra, dankbar in unsere Schwesternschar aufnehmen.

Eine Frucht des Mutterhauses

Zeugnis von Sr. Mária Afra Malčeková, Tomášovce (SK)

Erst während meines Noviziates erzählte mir meine Mama von den Komplikationen, die es bei meiner Geburt gegeben hatte. Die Ärzte mussten mich sofort von ihr wegnehmen, woraufhin sie voll Schmerz und Angst flehte: „Mein Gott, ich bitte Dich, rette mein Kind! Ich gebe es Dir, ich schenke es Dir auch ganz! Nur rette es!“ Als meine Mutter sich bewusst wurde, was sie da gesagt hatte, wollte sie es fast wieder zurücknehmen. Nachdem die Ärzte mich dann nach Stunden endlich zu ihr brachten, erklärten sie, dass ich nicht geatmet hatte und deshalb fast erstickt wäre. Heute verstehe ich: Jesus wollte mir das Leben schenken, und es sollte nur für Ihn sein.

Es war sicher kein Zufall, sondern göttliche Fügung, dass ich genau in dem Jahr und in jener Pfarrei geboren bin, in die die Schwestern der Familie Mariens 1993 kamen, um hier in Stará Halič ihr Mutterhaus aufzubauen. Als wäre es für mich! Von Kindheit an wuchs ich also unter den Missionarinnen der Gemeinschaft auf. Die erste Schwester, an die ich mich erinnern kann, weil sie in unserer kleinen Grundschule Religion unterrichtete, war Sr. Teresita. Als ich sie sah, dachte ich mir schon als sechsjährige Erstklässlerin: „Ich möchte auch einmal so eine Schwester werden!“ Damals gefiel mir als Kind vor allem ihr weißes Kleid. Zugleich wurde eine Sehnsucht in meinem Herzen entfacht,

die ich nie mehr verlor, auch wenn sie an Intensität im Laufe der Jahre ab- und zunahm.

Mit 13 Jahren traf ich in unserer Jugendgruppe Lenka und Lucka aus meinem Dorf, die mir zwei gute Freundinnen wurden. Sie halfen mir im geistigen Leben sehr, denn wir lernten, zusammen treu den Rosenkranz zu beten, und ich gewann ihn lieb. Im Sommer und während der Ferien trafen wir uns jeden Tag zum gemeinsamen Rosenkranz. Ich bin mir sicher, dass mich die Muttergottes auch dadurch vor vielem bewahrt hat!

Da ich wusste, dass es für ein gläubiges Mädchen in einer staatlichen Schule nicht einfach ist, wollte ich nach der Grundschule aufs katholische Gymnasium der hll. Cyrill und Method nach Nitra gehen, wo die Schwestern der Familie Mariens unterrichten. Meine Eltern waren zunächst nicht einverstanden, weil Nitra für sie zu weit entfernt war, außerdem war ich erst 15 Jahre alt. Als wir jedoch mit unserem Pfarrer P. František zum Tag der Offenen Tür dorthin fuhren, gefiel es meiner Mama dort so gut, dass sie mich gehen ließ. Als ich damals zusammen mit meiner jetzigen Mitschwester Sr. Margareta Alacoque erstmals P. Paul von meinem Wunsch, Schwester zu werden, erzählte, ermutigte er mich, Gott um Klarheit zu bitten, wohin Er mich beruft. Ich bat Jesus, es mir eindeutig zu zeigen, wenn Er mich in einer anderen Gemeinschaft haben wollte. Aber allein die Vorstellung, in Zukunft nicht in der Familie Mariens zu leben, war schwer für mich. Immer stärker spürte ich Freude und Frieden bei dem Gedanken, einmal Missionarin dieser geistigen Familie zu werden. Schon als Kind hatte ich bei den Schwestern gesehen, welche Liebe sie zu uns und zueinander hatten, und ich verspürte die Sehnsucht, auch so lieben zu können wie sie. Ihre Spiritualität war mir sehr vertraut, und ich konnte mir mein Leben ohne die Schätze wie den Rosenkranz, die Barmherzigkeitsstunde und vor allem die große Verehrung der Gottesmutter und tiefe Liebe zu ihr nicht vorstellen.

Im Dezember 2010 wurde mir eine sehr schöne Gnade geschenkt, durch die ich Sicherheit bekam und mich endgültig entscheiden konnte. Wie

gewohnt ging ich vor Schulbeginn in die Internatskapelle zum Beten. An jenem Tag, ganz früh am Morgen, war ich dort ganz allein. So kniete ich mich vor den Tabernakel hin, und da war mir, als ob mich Jesus fragen würde: „*Willst du Meine Braut werden?*“ Ich konnte mit ganzem Herzen ja sagen, und es war für mich wie meine persönliche Verlobung mit Ihm. Dann wartete ich freudig auf eine Gelegenheit, P. Paul um Aufnahme in die Familie Mariens zu bitten. Im letzten Jahr vor dem Abitur kamen dann noch innere Prüfungen, weil ich mich zu einem Jungen hingezogen fühlte. Doch immer wieder wurde mir bewusst, welch große Liebe Jesus zu mir hat und dass mir kein anderer eine solche Liebe zu geben vermag wie Er. In dieser Zeit half mir Mutter Agnes sehr, der ich immer wieder Briefe schreiben durfte. Ich war mir sicher, dass sie auch für mich betete.

Der schwierigste Moment für mich war, die Entscheidung meiner Familie mitzuteilen. Solange ich mir nicht ganz sicher war, sprach ich mit niemandem darüber und war auch meiner Mama gegenüber verschlossen. Als sie mich aber eines Tages nach meinen Zukunftsplänen fragte, gelang es mir erst nach ein paar Minuten, ihr zu gestehen, dass ich mich für Jesus entschieden hatte und Schwester werden wollte. Da vertraute sie mir an, dass sie sich das eigentlich schon seit meiner Erstkommunion gedacht hatte. Dennoch war es für sie nicht einfach, mich loszulassen, aber gemeinsam haben wir den Willen Gottes angenommen. Eigentlich hatte sie Papa schon lange darauf vorbereitet. Die Verwandten freuten sich darüber, auch wenn sie vielleicht gar nicht genau wussten, was „Schwester sein“ bedeutet.

Nach dem Abitur konnte ich dann bald ins Mutterhaus gehen, wo ich während der vier wichtigen und schönen Jahre des Postulats und Noviziats von der Gottesmutter geführt wurde. So konnte ich jetzt am 3. Juni 2017 mein feierliches Versprechen ablegen, und das in der Kirche, in der meine Eltern geheiratet haben! Bei allen, die mich in dieser Zeit mit ihren Gebeten begleitet haben, will ich mich von Herzen bedanken und sie ebenfalls in meine Gebete einschließen.

Als ich begann, an die Liebe Gottes zu glauben

Zeugnis von Sr. Janka Maria Rahlová aus Prešov (SK)

Wenn ich zurückdenke, kann ich nur staunen und Gott danken, dass Er mich, einen so schwachen Menschen, dazu berufen hat, ganz für Ihn zu leben. Auch wenn die Berufung zum jungfräulich gottgeweihten Leben ein reines Geschenk ist, braucht es doch das Mitwirken des Menschen, das heißt sein Jawort. Dass ich dieses Ja zu Gott sprechen konnte, verdanke ich in erster Linie meinen Eltern. Meine Mutter, die kurz vor meinem feierlichen Versprechen zu Gott heimging, hat mich und meine beiden Schwestern täglich unter den Schutz der Gottesmutter gestellt. Dies bereitete mich darauf vor, dass ich mit 20 Jahren dann ein reifes, eigenständiges Jawort zu Gott sprechen konnte, indem ich mich der Gottesmutter weihte.

Sehr gut erinnere ich mich noch an meinen Erstkommunionstag. Ich war mir voll bewusst, dass ich Jesus empfang, und durfte eine tiefe spürbare Freude nach dem Kommunionempfang erleben. Deshalb ging ich gerne auch weiterhin zur Hl. Messe und zur Hl. Beichte. Doch wenn unsere Mutter mit uns zu Hause den Rosenkranz beten wollte, hatte ich keine Lust und streikte mit der Behauptung, ich sei zu müde.

In der Pubertät hörte ich dann ganz auf zu beten, nur bei wirklichen Problemen erinnerte ich mich an den lieben Gott und rief Ihn um Hilfe an. Jahrelang bestand mein ganzes Bemühen nur darin, mich selbst zu verwirklichen, gut zu lernen, viel zu wissen und etwas vor den Menschen in der Welt zu bedeuten. In meinem Herzen herrschte eine immer größere Leere, und ich erlebte die Sinnlosigkeit eines solchen Lebens, das nur für sich selbst lebt. Meine Seele war von Traurigkeit erfüllt, und ich hatte das Gefühl, als ob sie sterben würde.

Da erkannte ich, dass es schlimm mit mir enden würde, wenn ich so weitermachte. Es war in der Zeit, als Papst Johannes Paul II. im Sterben lag.

Sein Tod sollte für mich zu einer Bekehrungsgnade werden. Ich kann mich genau an den Moment erinnern, als ich erfuhr, dass dieser große Papst gestorben war: Augenblicklich war mein Herz von Schmerz durchdrungen. Es war mir, als ob nicht nur die gesamte Kirche, sondern die ganze Menschheit ihren Papa verloren hätte. Damals hatte ich auch die hl. Mutter Teresa vor Augen, die ein paar Jahre vorher zu Gott gegangen war, und ich begriff, wie sehr die Welt solch heiliger Menschen bedarf. Gleichzeitig spürte ich eine große Sehnsucht nach Heiligkeit, und ich fasste den Entschluss: Ich will mich ändern, ich will gut sein, damit es auf der Welt mehr Güte gibt.

Als mich eine Freundin etwa zwei Monate später zu Jugendexerzitien nach Trenčín einlud, die die Familie Mariens organisierte, wusste ich gleich, dort sollte ich hingehen. Ich wollte es wieder mit dem Beten versuchen und entschied mich fest: Ich werde dort beten, koste es, was es wolle! Bei diesen Exerzitien bemühte ich mich aus ganzer Kraft, mit Kopf und Herz beim Gebet und bei den Vorträgen zu sein. Auch meine Schwester war dabei, und während der Heimreise im Zug mussten wir weinen. Es waren Tränen des Glücks, denn wir hatten eine Atmosphäre von so viel Liebe unter den Brüdern und Schwestern erlebt, und es hatte sich uns eine neue, für uns bisher unbekannt geistige Welt geöffnet. Wir verstanden, wie sehr wir von Gott geliebt sind und wie sehr Er nur unser Glück wünscht. Am meisten hatte sich mir eingepägt, wie P. Paul Maria die Weihe an das Makellose Herz Mariens nach dem hl. Ludwig Maria von Montfort erklärt hatte. Ich war von der Vorstellung beeindruckt, dass man durch die Weihe wie ein Kind in den Schoß der Muttergottes hineingenommen wird, wo sie uns ihre Tugenden schenken kann und will. Von diesem Augenblick an zögerte ich nicht mehr und betete jeden Tag das Weihegebet,

das ich von den Exerzitien als meinen größten Schatz mit nach Hause gebracht hatte. Es war ein kurzes, aber tägliches Gebet, das mich in jenen Jahren durchgetragen hat, in denen ich meine Berufung suchte.

Die Muttergottes hat mich als eine gute Mutter einfach nicht mehr aus ihrem geistigen Schoß weggehen lassen.

Nach den Exerzitien war in meinem Herzen eine so große Sehnsucht nach Jesus, dass ich täglich die Hl. Kommunion empfangen wollte und deshalb zur Hl. Messe ging. In diesen Tagen kam mir zum ersten Mal der Gedanke an eine Berufung zum gottgeweihten Leben. Ich war richtig in Jesus verliebt und hatte große Freude an allem Geistigen. So dachte ich mir, dass es eigentlich nicht so „schlimm“ sein konnte, Schwester zu werden. Ich öffnete Jesus eine kleine Hintertür und sagte voll Vertrauen zu Ihm: *„Du weißt doch alles, und deshalb wirst Du mir nur jene Berufung geben, in der ich glücklich sein werde. Daher bin ich gerne bereit, Schwester zu werden, wenn Du es willst.“* Und Jesus nahm mich beim Wort.

Dann begann das tägliche Ringen, im Gebet treu zu sein, besonders im Rosenkranzgebet. Oft schaffte ich es nicht zu beten, dann aber bemerkte ich, wie dadurch meine Sehnsucht nach

der Hl. Kommunion und nach der Hl. Messe abnahm. Erst später verstand ich, dass das Gebet die Grundlage ist, auf der man die Beziehung mit Jesus aufbaut, und dass ohne das Gebet auch die Kraft der Sakramente sich nicht auswirken kann. Und so begann ich leider wieder, mich meinen Vorlieben zu widmen, meinen Wünschen, Freundschaften und dem Studium.

Es dauerte einige Jahre, bis ich verstanden habe, dass ich mich entscheiden muss: Entweder werde ich weiterhin *mein* Leben führen, oder ich beginne wirklich ein Leben nur für Jesus. Ein wichtiger Moment für diese Entscheidung war, als ich begann, an die Liebe Gottes zu glauben; eine Liebe, die mich so liebt, als ob ich Seine einzige Braut wäre, und die sich danach sehnt, beantwortet zu werden.

Es war für mich sehr schön und beeindruckend, dass meine Mama etwa zwei Monate vor meinem feierlichen Versprechen zu Gott gehen durfte, am 25. März 2017, an dem Tag, an dem man das Jawort der Muttergottes zur Menschwerdung feiert. Ich glaube fest, dass im Augenblick des Todes auch sie ihr Jawort Gott gegeben hat, weil sie wusste, dass sie uns vom Himmel aus noch viel mehr bei der Verwirklichung unserer Berufung helfen kann.

*Dieser Ring soll dich täglich an Seine unendliche Liebe zu dir erinnern
und an dein Versprechen der ungeteilten Liebe zu Ihm.“*